



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Z.: Eine neue Schrift Lamartines.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Raum zu irgendeiner andern Zeit, die besten neusefser Jahre ausgenommen, gelang es ihm, sich so intensiv in die Arbeit zu versenken, wie in einer Reihe dieser berliner Winter, und daraus jene mit nichts Anderem zu vergleichende volle Befriedigung der Seele zu schöpfen, die den Uneingeweihten freilich immer ein Räthsel oder eine Phrase bleiben wird. Als er im Jahre 1848 zwei Tage vor der Märzrevolution an einem glänzenden Morgen Berlin verließ, um wie gewöhnlich nach seiner Heimath den Frühling zu bringen, hatte er keine Ahnung, daß er die Stadt nicht mehr wiedersehen sollte, an die sich für ihn zwar nicht grade die schönsten Erinnerungen seines Lebens, aber doch auch manche freundliche an stille und gedeihliche Arbeitswochen und Monate knüpften. Als die Zeit herannahte, wo er wie gewöhnlich im Herbste Neuses verlassen sollte, bewog ihn das dringende Bitten seiner nächsten Angehörigen, den Winter über zu bleiben. Sie konnten es nicht übers Herz bringen, ihn den damaligen politischen Wirren Berlins Preis zu geben. Er blieb, und die natürliche Folge davon war, daß ihm im nächsten Herbst die Trennung innerlich unmöglich geworden war. Hätten die Dinge in Berlin und in Deutschland überhaupt die glückliche Wendung genommen, an die er mit rührendem Vertrauen länger als die Meisten glaubte, so würde er wahrscheinlich doch wieder in die alte Wintereinsamkeit zurückgekehrt sein. So aber machte er sich wieder mit raschem Entschlusse, doch nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten von seinen bisherigen Verpflichtungen los, und gehörte fortan ganz und ausschließlich dem Leben im Schoße seiner Familie an.

---

### Eine neue Schrift Lamartines.

A. de Lamartine *Civilisateurs et Conquéranrs*. 2 Tomes. Paris, Librairie internationale. 1865.

Der Inhalt des vorliegenden Werkes ist nicht ganz den Erwartungen entsprechend, zu welchen der Titel berechtigt. Civilisatoren und Eroberer! — welche eine Fülle gewaltiger Gestalten begreifen die mit diesen beiden Worten bezeichneten Kategorien in sich! Von den Weltfürmern der Vorzeit an, „den Gewaltigen des Herrn“, bis auf die Cäsaren der Gegenwart, den Czaren des

großen Slavenreiches und den welterschütternden Erben, Gebieter und Apostel der großen Revolution, stehen an allen großen Wendepunkten der Geschichte, Marksteinen gleich, jene Giganten des Menschengeschlechtes, bald die sinkenden und zersplitternden Kräfte eines Zeitalters noch einmal zu einer mächtigen Kraftäußerung zusammenfassend, bald die brausende Jugendkraft eines noch frischen, aber rohen Geschlechtes unter das Joch des staatlichen Lebens zwingend, bald das unerbittliche Gericht über ein gesunkenes, absterbendes Geschlecht vollziehend, bald einem aufkeimenden Geschlechte die Wege einer neuen Entwicklung vorzeichnend. Daß eine von den angedeuteten Gesichtspunkten ausgehende Charakteristik den großen Epochen der Weltgeschichte und ihrer hauptsächlichsten Repräsentanten einem phantastereichen Autor einen sehr ergiebigen Stoff bieten würde, den zu beherrschen es indessen neben der Phantasie eines sehr klaren Verstandes und scharfen Urtheils bedürfte, ist augenscheinlich. So umfassend ist aber die Aufgabe, die Lamartine sich gestellt hat, keineswegs. Sein Buch besteht aus einer Anzahl reichlich mit Raisonnement durchwebten essayartigen Biographien hervorragender Persönlichkeiten, die zum Theil indessen nur gezwungen in eine der beiden auf dem Titel angegebenen Kategorien eingereiht werden können: Solon, Perikles, Michel Angelo, Peter der Große, Catharina die Zweite, Joachim Murat. Auch machen einige der Aufsätze den Eindruck, als ob sie ganz vereinzelt entstanden wären und der Verfasser erst später den Plan gefaßt hätte, sie in einem Werke unter einem Titel zusammenzufassen. So findet sich in dem den Perikles behandelnden Abschnitt episodisch manches wiederholt, was schon in der Biographie des Solon vorgetragen war: in einem nach einem einheitlichen Plane entworfenen Werke hätte dies nicht vorkommen können. Indessen wir sehen von dieser Neußerlichkeit ab und wollen auch mit dem Verfasser nicht darüber rechten, daß er uns nicht ganz das bietet, was der Titel verspricht, sondern uns einfach an das halten, was er uns bietet.

Eine Bereicherung der historischen Wissenschaft mit neuen und zugleich sicher begründeten Resultaten einer selbständigen Forschung wird niemand von Lamartine erwarten. Auch wo er in seinen Studien bis auf die Quellen zurückgeht, mangelt es ihm an der Kritik, die das Quellenstudium erst nutzbar macht. In seinem bekanntesten Geschichtswerke, den Girondisten, prägt sich der Typus seiner historiographischen Eigenthümlichkeit so bestimmt und scharf aus, daß man mit Sicherheit darauf rechnen kann, denselben Charakter in seinen folgenden Werken wiederzufinden. Eine Individualität wie die Lamartines formt jeden Stoff nach ihrer scharf ausgesprochenen Eigenthümlichkeit. Sein historischer Stil ist nichts weniger als fehlerfrei; dazu ist die Erzählung nicht einfach genug, und zu sehr von Reflexionen und scharf zugespitzten Sentenzen unterbrochen. Aber sie ist jedenfalls interessant und anregend, oft hinreißend. Er weiß das Detail, welches ihm zu Gebote steht, gefällig zu gruppieren, er

schildert und beschreibt anschaulich und lebendig. Nach der thatsächlichen Begründung des Details darf man freilich nicht allzu genau fragen; man würde auch in den wenigsten Fällen eine Antwort erhalten, da er seine Quellen selten angiebt. Somit ist denn ein gelinder Zweifel an der Realität mancher ergreifenden Scene, mancher pikanten Verwicklung wohl erlaubt. Nicht als ob Lamartine absichtlich Thatsachen entstellte; das ist durchaus nicht anzunehmen. Man wird sein Verfahren sich etwa so zu denken haben: Es stand ihm hinsichtlich der Revolutionsgeschichte ein überreiches Material zu Gebote, bestehend aus früheren Darstellungen, aus Memoiren, und, wenn wir nicht irren, aus zahlreichen mündlichen Mittheilungen, die nur allzu leicht ins Sagenhafte übergehen. Wie die Tradition die Geschichte dieses so nahe liegenden Zeitabschnittes bereits überwuchert hat, das zeigt Sybels Geschichtswerk, dessen Hauptverdienst grade in dem Ausschneiden des Mythos besteht. Aus diesem reichen Stoffe wählt er aus, was ihm passend ist, nicht nach den Gesetzen der historischen Kritik, sondern nach dem Bedürfnis seiner lebhaften und thätigen Phantasie, die auch wohl productiv genug ist, eine Lücke, welche die Tradition gelassen hat, weniger durch Verstandescombination, wie es ja dem Historiker innerhalb gewisser Grenzen gestattet ist, als durch einen Act genialer Production zu ergänzen. So wird der Zusammenhang hergestellt — und die Tradition weiter gebildet, in ein System gebracht, und mit dem Zauber einer glänzenden und edlen Darstellung umgeben. Nicht minder tritt die Eigenthümlichkeit der lamartineschen Weise in den zahlreichen Charakterschilderungen und psychologischen Reflexionen (Entwickelungen können wir kaum sagen) hervor. Er besitzt weder den scharfen historischen Blick, der mit unfehlbarer Sicherheit die politische Bedeutung der Charaktere zu durchdringen und in dem Zusammenhang des Ganzen den Maßstab für ihre individuelle Bedeutung zu finden weiß, noch auch die Gestaltungskraft, aus einer Fülle von Zügen ein einheitlich umgrenztes, plastisch faßbares Gesamtbild herzustellen. Seine Gestalten sind nicht wie in Marmor gemeißelt, kaum in festen Umrissen gezeichnet, sie sind gemalt, allerdings mit glänzender Farbenpracht, aber in mehr genrehafter als historischer Weise. In gewisser Beziehung erinnern seine Charakteristiken an Plutarch. Beide wollen interessant sein und sind es auch wirklich, beide legen ein übergroßes Gewicht auf Einzelheiten, besonders sogenannte Charakterzüge und lassen sich allzu leicht in ihrem Gesamturtheil von dem Eindruck einzelner oft unzuverlässigen Quellen entnommener Züge beherrschen. Daher das Schwankende, Unsichere, Mosaikartige ihrer Schilderungen. Auch das moralisirende Element tritt bei beiden hervor, allerdings bei dem geist- und phantasiereichen, poetisch angeregten Franzosen in durchaus anderer Weise, wie bei dem für seine Helden zwar warm empfindenden, aber in seiner philosophischen Reflexion doch etwas trockenem Ethiker des hellenischen Epigonthums, der kaum noch im Stande war zu denken und zu em-

pfinden wie die Männer, deren Leben er schildert, gedacht und empfunden hatten. Lamartines Reflexionen dagegen entspringen meist unmittelbar der Empfindung; und wie er selbst fein und zart empfindet, so sucht er auch grade die Empfindungen und Gefühle seiner Helden in sich zu reproduciren und zur Anschauung zu bringen, oft mit Glück; oft aber auch überträgt er auf jene seine eignen Empfindungen. Dabei hat er in den Schilderungen der Revolutionszeit den Vortheil, daß er von der Anschauungs- und Denkweise jener Periode noch nahe genug berührt wird, um eines mühsamen Studiums, dem seine Natur widerstrebt, überhoben zu sein. Dazu kommt, daß die Revolution nicht nur sein historisches Interesse in Anspruch nimmt, sondern in gewisser Beziehung auch seine Sympathie erweckt.

Obgleich er ursprünglich der legitimistischen Tradition ergeben war, gewann doch in seinem hoher und edler Anregungen bedürftigen und fähigen Gemüthe die Liebe zur Freiheit bald über jedes andere Gefühl die Oberhand. Das nüchterne Regime der Julimonarchie genügte seinem idealen Freiheitsdrange nicht. So ging er an die Geschichte der Revolutionszeit mit einer stark hervortretenden Vorliebe für die Republik heran, freilich für eine sehr ideale, auf Tugend und Selbstverleugnung der Bürger begründete Republik. Sein Ideal fand er in dem Staate Robespierres allerdings nicht verwirklicht; ebenso wenig aber wurde sein Glaube an die Lebensfähigkeit desselben durch die Betrachtung jener Zeit erschüttert; wie denn ja auch die Wechselfälle, die er selbst mit erlebt hat, diesen Glauben nicht zu zerstören vermocht haben.

So wandte er sein Studium der Geschichte zu, mit einem doppelten Interesse, mit dem Interesse des Psychologen und dem des Staatsmannes: und zwar ist ersteres ohne Zweifel bei ihm überwiegend. Die sittliche Würdigung der handelnden Personen nimmt seine Thätigkeit mehr als alles andere in Anspruch. Die schon oben erwähnte Vorliebe für die biographische Schilderung tritt auf jeder Seite hervor. Auch von den unbedeutendsten Persönlichkeiten sucht er ein lebendiges Bild zu entwerfen. Jedes psychologische Räthsel sucht er zu lösen; ja man ist in Versuchung, anzunehmen, daß er Räthsel hinstellt, um sie zu lösen. Oft freilich ist die Lösung ebenso dunkel wie das Seelengeheimniß selbst, das er aufklären will, da er bis zum Uebermaß die Gewohnheit hat, sein Schlufurtheil in einem bildlichen Ausdruck zusammenzufassen, der mehr einer Erklärung bedarf als eine Erklärung giebt, z. B. wenn es von St. Just heißt, daß sein Porträt weniger das eines Mannes als einer Idee ist: „Es gleicht einem Traum der Republik Drakos.“ Neben dergleichen Ueberschwenglichkeiten finden sich aber die treffendsten und wahrsten Urtheile. Immer aber, und dies hat nicht am wenigsten zu dem Erfolge des Buches beigetragen — erfreut die warme menschliche Theilnahme, die er seinen Helden zu Theil werden läßt, die auch in dem politischen Gegner Hingebung, ritterlichen Sinn

und Aufopferung ehrt und immer Neigung hat, für die *victa causa* Partei zu nehmen, ja die auch in dem Verbrechen noch die menschlichen Züge aufzufinden sucht, und wo sie die Handlungsweise verdammen muß, doch wenigstens die Motive zu retten sucht, und wo sie edle Motive nicht nachweisen kann, wenigstens ihr Vorhandensein als möglich hinstellt.

In welcher Richtung Lamartines staatsmännisches Interesse sich bewegt, haben wir schon oben angegeben. Hier sei nur bemerkt, daß sein Idealismus, so ehrenwerth und rein er ist, ihn oft hindert, die politische Bedeutung und Begabung der einzelnen Personen ruhig zu beurtheilen. Er ist stets der Gefahr ausgesetzt, einem energisch hervortretenden Princip gegenüber die Freiheit und Unbefangtheit seines Urtheils aufzugeben. So sehr er den Terrorismus verabscheut, so läßt er sich doch von dem abstracten, politischen Raisonnement Robespierres und ganz besonders von dem fanatischen Dogmatismus St. Justs imponiren. Er nimmt wohl an der Unmöglichkeit ihrer Phantastien Anstoß, mißt aber denselben einen bei weitem höhern idealen Werth bei, als sie verdienen. Es bleibt ihm verborgen, daß Robespierre nicht bloß von den gegebenen historischen, sondern auch von den natürlichen Verhältnissen abstrahirt; die schöpferischen Gedanken der Revolution liegen ja weit vor den Terroristen, es handelt sich bei den Kämpfen der Factionen nicht mehr um Principien, sondern um Machtfragen. Auch Lamartine drängt sich diese Erkenntniß nicht selten auf; in solchen Momenten überrascht er uns oft durch schlagende Urtheile, deren Wahrheit und Tiefe jeden Widerspruch ausschließt: die Situation verändert sich aber, und aus der veränderten Situation gewinnt er sofort eine neue Anschauung, die mit den früheren besonnenen Urtheilen nicht immer leicht zu vereinigen ist.

Wir haben die Charakteristik des Geschichtschreibers Lamartine an die Geschichte der Girondisten angeknüpft, weil in dieser die Lichtseiten am glänzendsten hervortreten, und am schärfsten gegen die sehr dunkeln Schattenseiten abstecken. Das Verhältniß zwischen Licht und Schatten ist in dem neuesten Werke dasselbe geblieben, aber die Vorzüge wie die Fehler sind abgeschwächt, der Glanz der Farbe ist ein wenig verblaßt. Ein langer Zeitabschnitt, reich an Hoffnungen, reicher an Enttäuschungen, liegt zwischen dem Erscheinen der Girondisten und des neuesten Werkes. Die Erfahrungen einer solchen Zeit sind wohl geeignet, den Flug der Phantasie zu hemmen, den Schwung der Empfindung zu lähmen und die Pointen der Rhetorik abzustumpfen. Dennoch sind ihm die Empfindungen selbst geblieben, seine edlen Hoffnungen haben ihn nicht verlassen, seine Freiheitsideale sind dieselben wie früher, ebenso sittlich rein, aber auch eben so politisch unklar.

Der Glaube an die Freiheit und ihre civilisatorische, völkervereinigende, friedenspendende Kraft, Begeisterung für die Künste des Friedens, Abneigung gegen die rohe Gewalt, gegen Krieg und Eroberer, gegen die „Cäsaren“, das

sind die Fäden, an denen die einzelnen Bilder lose angereiht sind. Die Biographie Solons, die sich auf Plutarch stützt, giebt trotz mehrfacher Irrthümer und schiefer und fehlerhafter Ansichten ein im Ganzen gelungenes Bild von der staatsmännischen Bedeutung des großen Gesetzgebers, die Schilderung des Menschen ist wahr und giebt Gelegenheit zu feinen psychologischen Bemerkungen. Dagegen versteht es sich eigentlich von selbst, daß er die geschichtliche Bedeutung des Pisistratus durchaus nicht zu würdigen vermag, da dieser ja in die Reihe der Cäsaren gehört; und der officiële Cäsarencultus des napoleonischen Frankreichs hat es zu Wege gebracht, daß die Persönlichkeiten, die unter diese Kategorie fallen, von dem liberalen Frankreich unterschiedlos geächtet werden. Es ist dies eine Art von Opposition, und zwar eine nicht unwirksame. Eine gewisse Kenntniß der alten Geschichte ist in Frankreich sehr verbreitet. Die Helden des Alterthums sind in der Vorstellung der Franzosen zu stereotypen Figuren, gleichsam zu Bühnencharakteren geworden. Die Richtigkeit der einmal fixirten Vorstellung zu bezweifeln fällt niemandem ein. Wenn sich nun das imperialistische Frankreich bemüht, den Cäsar zum Helden und Organisator der Demokratie zu machen, so sucht es in einem wichtigen Punkte die hergebrachte Anschauungsweise umzugestalten und eine neue Gestalt in die Vorstellung Frankreichs einzuführen. Natürlich können dann Brutus und Cato, die schroffen Aristokraten, von der Demokratie nicht mehr als Freiheitshelden gefeiert werden, wie es in den Reden der Revolutionszeit zum Uebermaß geschehen ist. Aber mit gutem Grunde hält das liberale Frankreich, das durchaus auf eine versteckte Opposition angewiesen ist, an dem traditionellen Typus fest. Daß die officiële Auffassung Cäsars, so schiefe sie auch in mancher Beziehung ist, doch der Wahrheit näher kommt, als die oppositionelle, ist richtig; indessen die Uebertreibungen jener und die Geschmacklosigkeit des Cäsarencultus leistet dieser den größten Vorschub, und eine Tirade gegen Cäsar kann daher stets auf Beifall und Zustimmung rechnen, da jedermann, nicht bloß der Gebildete weiß, wer eigentlich mit Cäsar gemeint ist.

Daß man den Pisistratus sehr unrichtig beurtheilt, wenn man in ihm nur den Unterdrücker der Freiheit sieht, ist unzweifelhaft. Pisistratus war eine echte Herrschernatur, und er hat mehr als König eines freien Gemeinwesens, wie als Tyrann im modernen Sinne des Wortes geherrscht. Er hat zu der Entwicklung der athenischen Seemacht den ersten Anstoß gegeben; er hat die Gesetze Solons aufrecht erhalten, die ohne seine Herrschaft unter den Kämpfen der oligarchischen Coterien unfehlbar zu Grunde gegangen wären; er hat recht im Gegensatz gegen den Cäsarismus in seiner stereotypen Bedeutung jene ideale, humane Entwicklung des athenischen Volksgesistes angebahnt, die in raschem Anlaufe das Höchste erreichte, was die Menschheit nach einer Seite der Entwicklung bis jetzt überhaupt erreicht hat.

Die Blüthezeit des athenischen Staates, die, von Pisistratus mit vorbereitet, mit dem Sturze seiner Familie beginnt, drängt sich in den kurzen Zeitraum von ungefähr hundert Jahren zusammen. Am Ende dieser beispiellos schöpferischen Periode, aber noch im Mittelpunkt ihrer höchsten Schöpferkraft, steht Perikles, der größte Staatsmann des Alterthums. Daß Lamartine für ihn die höchste Begeisterung empfindet, ist sehr erklärlich; denn in der That findet sich Lamartines Ideal in diesem einzig dastehenden Manne in gewissem Sinne verwirklicht. So macht denn auch die Wärme, mit der er die Idealität desselben zur Anschauung bringt, sein Essay über Perikles zu einer sehr anziehenden Lectüre, bei der man allerdings an einigen argen geschichtlichen Verstößen, z. B. der Verwechslung des Klisthenes von Sikyon und des athenischen Gesetzgebers, keinen Anstoß nehmen darf. Auch die Beurtheilung von Perikles staatsmännischer Bedeutung ist keineswegs erschöpfend zu nennen. So ist es ein schiefer Gedanke, wenn er die Rivalität zwischen Cimon und Perikles auf den Gegensatz der Militärgewalt und der bürgerlichen Gewalt zurückführt. Das höchste Ziel der perikleischen auswärtigen Politik, die Herrschaft Athens über Griechenland, war nur auf kriegerischem Wege zu erreichen. Und er scheute den Krieg durchaus nicht; aber er verwarf jede Unternehmung, die nicht unmittelbar oder mittelbar einen Schritt näher seinem Ziele führte. Perikles sah mit vollkommener Klarheit ein, daß der hellenische Dualismus nur durch einen Entscheidungskampf zwischen Athen und Sparta überwunden werden könne. Mit beispielloser Ausdauer und Geduld suchte er Athen in den Stand zu setzen, diesen Kampf im geeigneten Augenblicke mit überlegener Kraft aufzunehmen. Er wich auf einem Punkte zurück, wo er einsah, daß Beharren den Kampf vorzeitig zum Ausbruch bringen würde; er ging an einem andern Punkte entschlossen vor, wo er Aussicht hatte, ohne einen allgemeinen Krieg zu entzünden, durch rasches Handeln Athens Operationsbasis für den Entscheidungskampf zu stärken. Im Innern schuf er sich durch rücksichtslose Entwicklung des demokratischen Princips eine fast schrankenlose Gewalt, die vom Königthum alles hatte, außer dem Titel. „Es war dem Namen nach eine Demokratie, in der That aber eine Herrschaft des ersten Mannes.“ Und als der entscheidende Augenblick gekommen war, nahm er den Kampf auf ohne Wanken und Schwanken, ohne Illusionen über die Schwäche der Athener zu Lande, aber dennoch ohne Zweifel an dem endlichen Erfolge, da er in der Ueberlegenheit der Athener in finanzieller und maritimer Beziehung die sicherste Bürgschaft des Sieges sah.

Aber freilich — und dies ist die Schattenseite der perikleischen Politik — das Gelingen seines Planes beruhte fast ausschließlich auf seiner Persönlichkeit. Nur er vermochte die durch ihn von allen politischen Schranken befreite Demokratie zu zügeln, ihre gewaltigen Kräfte zu concentriren und seinen großen

Entwürfen dienstbar zu machen. Mit dem Tode des Monarchen hörte die Monarchie auf, und die führerlose Demokratie ward der Tummelplatz der Factionen und der Spielball ehrgeiziger und eigennütziger Demagogen. Auf den königlichen Demagogen, der des Volkes Uebermuth zu demüthigen, seine Ausschreitungen zu zügeln, seine Niedergeschlagenheit zu ermutigen verstand, folgte ein Kleon, sein Zerrbild. Wohl waren die Leistungen des Volks in dem verderblichen Kriege bewundernswürdig, sie waren aber vergeblich, da der klare und starke Wille, der die Kraft zum Siege führen konnte, fehlte.

Aber auch noch eine andere schwache Seite bargen die Herrschaftspläne des Perikles in sich. Das Alterthum kannte nur eine Form der Machterweiterung, durch Unterwerfung und Beherrschung; die Fähigkeit der Verschmelzung verschiedener Bestandtheile zu einem Staate war ihm versagt. Wir finden kolossale Reiche, aber keine großen und zugleich freien Nationalstaaten. Alle freien Verfassungen sind für den Bereich eines städtischen Gemeinwesens berechnet. So war es in Griechenland, so war es, wie Mommsen so vortrefflich hervorgehoben hat, in Rom. Die Form der Bundesgenossenschaft, in der die Erweiterung des Staatsgebietes sich vollzog, bezeichnete in der That nur ein Unterthänigkeitsverhältniß. Die politische Gewalt lag im alten Freistaate unmittelbar in der Volksgemeinde. Wer sein Bürgerrecht nicht durch persönliche Theilnahme an der Volksversammlung ausüben konnte, für den war es ein werthloser Besitz. Die Idee der repräsentativen Verfassung war dem Alterthum, von einzelnen Anläufen abgesehen, fremd; in der Begründung dieses Princips liegt der Fortschritt der modernen Staatsidee, ein Fortschritt, der allerdings mit Opfern erkaufte ist. — So würde das Gelingen des perikleischen Planes doch nur zur Unterwerfung Griechenlands unter Athen, nicht aber zur Gründung eines hellenischen Einheitsstaates geführt haben; und schwerlich würde die Obermacht Athens eine längere Dauer gehabt haben, als die spartanische Gewaltherrschaft nach dem peloponnesischen Kriege. Denn eine vollständige Unterwerfung des Peloponnes lag außer dem Bereiche der Möglichkeit; Sparta würde geschwächt, aber nicht unschädlich gemacht worden sein! Es würde stets mächtig genug geblieben sein, um zum Stützpunkt der Athen feindlichen Partei innerhalb der athenischen Symmachie zu dienen. Die Bundesgenossen aber in Athener umzuwandeln, sie den Bürgern Attikas durch gleiche Berechtigung zu assimiliren, dieser Gedanke war dem antiken Staatsprincip fremd, dessen vollständige Entwicklung bis zur Auflösung (in Griechenland hatte sie das Emporkommen Macedoniens nicht zum Abschluß kommen lassen) wir in Rom verfolgen können. Rom hat den natürlichen Verlauf des antiken Staatsprincips in normaler Entwicklung von Anfang bis zu Ende durchgemacht. Mit der Ertheilung des Bürgerrechtes an die Italiker wurde die alte Verfassung thatsächlich zu Grabe getragen, da die politische Bedeutung des Bürgerrechtes

dadurch aufgehoben wurde; eine Regeneration in freiheitlichem Sinne konnte, da der streng municipale Charakter des antiken Staatswesens den Uebergang zum Repräsentativsystem ausschloß, nicht gefunden werden. Somit war die Cäsarenmonarchie der nothwendige Abschluß der politischen Entwicklung des Alterthums.

Von diesen Gesichtspunkten hat eine den Anforderungen der Gegenwart entsprechende Biographie des Perikles, der, auf dem Höhenpunkt der hellenischen Entwicklung stehend, zugleich in seiner Person das Hellenenthum in seiner ganzen Kraft, aber auch mit seinen Schranken aufs vollkommenste darstellt, auszugehen; sie liegen Lamartine fern. Er giebt eine anmuthige, zierliche Mosaikarbeit, reich ausgestattet mit Parallelen und Anspielungen auf moderne Verhältnisse, die zuweilen treffend, oft aber auch schief und verkehrt sind. Die Geschichtsschreibung darf vergleichen, aber sie darf nicht darauf ausgehen, überall Aehnlichkeiten finden zu wollen; vereinzelt betrachtet erscheint vieles ähnlich, was sehr verschieden ist; und selbst Analogien sind weniger durch das Auffinden der Aehnlichkeit als durch den Nachweis der Verschiedenheit belehrend.

Auch die Biographie Peters des Großen und Katharinas der Zweiten, auf die wir noch einen Blick werfen wollen, wird man mit Interesse lesen. Aber auch hier tritt der historische Standpunkt gegen den psychologisch-biographischen zurück; und daß das Leben des Czaren wie der Czarin sich sehr gut zu einer derartigen Behandlung eignet, wird ohne Weiteres zugestanden werden müssen. Die beiden Persönlichkeiten sind hervortretend genug, um auch abgesehen von ihrer historischen Bedeutung ein hohes Interesse in Anspruch zu nehmen. Beide vereinigen in sich einen überlegenen Verstand mit mächtiger Willenskraft, die unverwandt auf ihre Ziele losschreitet, unbeirrt durch Gefahren und Schwierigkeiten, aber auch unbeirrt durch sittliche Bedenken, die grade in willensstarken Naturen durch die völlig unbeschränkte Machtfülle, die Peter nach Unterwerfung der Kirche unter seine unmittelbare Herrschaft über Körper und Seele seiner Unterthanen gewonnen hatte, nothwendig erstickt werden mußten: wo die Religion der Nation verbietet, den sittlichen Maßstab an die Handlungen des Herrschers zu legen, wird auch dem Herrscher für seine Handlungen der Unterschied zwischen Gut und Böse verschwinden; und wer für unfehlbar gilt, wird bald dahin kommen, sich selbst für unfehlbar zu halten und sich des Gedankens an eine sittliche Verantwortung zu entschlagen.

Es war eine dankbare Aufgabe für einen Schriftsteller von Lamartines Begabung, so wunderbare psychologische Erscheinungen zum Gegenstande einer eingehenden Darstellung zu machen, die wir als durchaus gelungen bezeichnen könnten, wenn das Dämonische, was in beiden Naturen liegt und unter den obwaltenden Verhältnissen den freiesten Spielraum hatte sich zu entfalten, schärfer hervorträte. Seine Darstellung ist nicht markig genug, um grade diese Seite

der beiden Charaktere zur Geltung zu bringen. Die ausführliche Schilderung von Peters Rohheit und Grausamkeit erregt wohl Abscheu, reicht aber nicht aus, um eine Vorstellung von der im Guten wie im Bösen furchtbaren Leidenschaft dieser gewaltigen Natur zu geben. Unsern Autor fesselt das fremdartig Abenteuerliche mehr als das Furchtbare, Gewaltige. Mit besonderer Ausführlichkeit weilt er z. B. bei der romantischen Jugendgeschichte der Kaiserin Katharina, der Gemahlin Peters, für die er sich auf „neue und bis jetzt verborgene Documente“ beruft; auch der Conflict zwischen Peter und seinem Sohne wird sehr ausführlich erzählt, ebenso die Geschichte der letzten Lebensjahre des Czaren und der Antreue der Kaiserin Katharina (nach „neuen und vollständigen Enthüllungen über die Häuslichkeit des Czaren“.) Auch den Liebesgeschichten der Zarin Katharina der Zweiten wird ein unverhältnißmäßig großer Raum gewidmet; so sehr sie Courtisane war, der Kern ihres Wesens liegt doch in ihrem dämonischen Ehrgeiz. Allerdings schildert Lamartine auch diese Seite ihres Wesens mit lebhaften Farben; um sie aber vollständig zur Anschauung zu bringen, hätte er tiefer in die Natur ihrer politischen Entwürfe eindringen müssen, als er es gethan hat. So macht er z. B. auf den Contrast aufmerksam zwischen ihrer Vorliebe für die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts und ihrem legitimistischen Haß gegen die französische Revolution. Dieser Contrast besteht in Wirklichkeit gar nicht, man wird der Zarin schwerlich Unrecht thun, wenn man ihr Drängen gegen Frankreich für eine wohl berechnete Heuchelei ansieht. Sie trieb allerdings Oestreich und Preußen in den Krieg gegen Frankreich; sie selbst aber dachte nicht daran, sich für ein so ideales Ziel in Unkosten zu setzen; für sie hatte, das haben die neueren Forschungen außer Zweifel gestellt, der Revolutionskrieg nur das eine Interesse, daß er ihr gegen Polen freie Hand ließ. Man würde ihrem Verstande Unrecht thun, wenn man in ihrem politischen Streben auch nur einen Funken von romantischen oder legitimistischen Tendenzen suchen wollte. Liebenswürdig und selbst großmüthig im Privatverkehr, so weit die Zügellosigkeit ihrer Neigungen edlern Gefühlen Raum ließ, kannte sie in der Politik nur die Gebote der Selbstsucht und des Ehrgeizes.

Es ist die erwähnte Aeußerung aber ein Beleg dafür, daß Lamartine die allgemeinen historischen Verhältnisse, in denen Peter und Katharina sich bewegt haben, nicht mit der genügenden Schärfe aufgefaßt hat, was besonders der anziehenden Episoden so reichen Biographie Peters Abbruch thut. Die Civilisationsbestrebungen Peters werden einerseits nicht eingehend genug behandelt, um dem Eindruck, den die ausführliche Schilderung seiner Rohheit, Grausamkeit und Zügellosigkeit auf den Leser macht, das Gleichgewicht zu halten, andererseits wird gelegentlich und besonders in den Schlußworten der Werth derselben offenbar zu hoch angeschlagen. Allerdings ist Peter der Gründer der russischen

Civilisation und Macht. Nach beiden Richtungen hin hat er aber im Wesentlichen nur die Tendenzen, die seine Vorgänger seit Jahrhunderten im Auge gehabt haben, systematisch weiter ausgebildet, indem er alle Hindernisse, die der rücksichtslosen Verfolgung derselben im Wege standen, beseitigt hat. Er hat die Kirche völlig unterjocht, die Macht des Adels gebrochen; daß er dies aber nicht etwa aus Rücksicht für das Volkswohl gethan hat, geht daraus hervor, daß er den Adel für den Verlust seiner politischen Macht durch Erweiterung seiner Herrenrechte, durch Ausbildung des Instituts der Leibeigenschaft entschädigt hat; er hat der Allmacht seines Willens sogar das Princip der legitimen Erbfolge zum Opfer gebracht und damit alles gethan, was in seinen Kräften stand, um die Palastrevolution zum stehenden Reichsinstitut zu machen. Die große Grundlage der Civilisation, Festigkeit des Besitzes und Freiheit der Person und des Bodens, haben durch ihn keine Förderung erfahren. Noch bis auf den heutigen Tag entbehrt der Russe des Heimathsinns und damit des wirksamsten Antriebs, sich aus seinem kriegerisch-nomadischen Aggregatzustande zur Sesshaftigkeit emporzuarbeiten.

Wie die Russen ein erobernder Stamm waren, so ist der Staat Peters des Großen ein erobernder Staat geworden. Auch in dieser Hinsicht hat er an die alten Traditionen angeknüpft. Nicht daß er die Grenzen seines Reiches bis an die Ostsee ausgedehnt hat, hat, wie Sybel sehr richtig hervorhebt, dem Staat diesen Charakter aufgedrückt. Diese Eroberung war durch das Gebot der Nothwendigkeit gerechtfertigt, da Peters Bestrebungen, sein Land der europäischen Civilisation zu öffnen, völlig vergeblich gewesen wären, wenn er nicht eine Seestraße, die das Reich mit dem Westen in Verbindung setzen konnte, geöffnet hätte. Seine Einmischung in die polnischen Angelegenheiten, die Tendenz seiner orientalischen Politik gehen dagegen weit über die Forderungen eines nationalen oder eines Culturbedürfnisses hinaus; sie sind systematischer, schrankenloser Eroberungsfucht entsprungen. So schlägt sein Culturbestreben in das Gegentheil um. Weil ihm bei seinen Reformen die Vollendung des autokratischen Princips die Hauptsache war, ist Rußland, statt durch die Bildung des Westens geadelt und befreit zu werden, der furchtbarste Feind der europäischen Cultur geworden.

Erst von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich Peters des Großen civilisatorisches Verdienst richtig würdigen. Der Ruhm darf ihm nicht geschmälert werden, daß er zuerst Rußland den Einwirkungen der westlichen Cultur erschlossen und dasselbe aus einem asiatischen Nomadenreiche zu einem Gliede des europäischen Staatensystems umgewandelt hat. Dieser Schritt ist mit solcher Sicherheit gethan worden, daß er nicht wieder zurückgethan werden kann. Die positiven Ergebnisse seiner Culturarbeit dagegen sind maßlos überschätzt worden: die intelligente Rohheit und Barbarei vermag zu discipliniren, aber

nicht zu civilisiren. Es bedurfte der Katastrophe des Krimkrieges, um Rußland auf die Bahn der wirklichen Culturarbeit zu lenken. Europa blickt auf die neuesten Bestrebungen Rußlands mit wohlwollender, durch das Zwischenspiel in Polen nur momentan zurückgedrängter Theilnahme. Es wäre aber bedenklich, an diese Bestrebungen zu große Hoffnungen zu knüpfen. Es ist nämlich wohl zu beachten, daß die größere Freiheit der Bewegung, die der Kaiser Alexander den Geistern gewährt hat, dazu beigetragen hat, den Hochmuth des Altrussenthums maßlos zu steigern. Daß die altrussische Partei die Reform des Staatslebens aber ausschließlich als ein Mittel betrachtet, um die unter dem Regime des Absolutismus zuletzt erschlaffte Angriffskraft der Nation zu steigern, daß aber die Civilisation als solche für dieselbe gar keinen Werth hat, ist unzweifelhaft. So macht sich die Barbarei der Civilisationsmethode Peters, die Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit seiner Reformen, die systematische Eroberungstendenz seiner äußern Politik bis auf den heutigen Tag geltend; und schwerlich ist der Kampf um Sebastopol der letzte Versuch gewesen, der Expansivkraft des Reiches unüberwindliche Schranken entgegenzusetzen. Eine aufrichtige Bundesgenossenschaft Preußens und Oestreichs, die jedem der beiden Staaten in seiner Machtsphäre die freieste Entwicklung gestattet, gewährt allein die Mittel, dem russischen Ehrgeiz einen Damm zu setzen.

Der unbedeutendste der Helden dieses Buches, den man einigermaßen erstaunt ist, in so vornehmer Gesellschaft zu finden, ist Joachim Murat, der übrigens bei Lamartine als das erscheint, was er war, als ein tapferer, großmüthiger Empfindungen fähiger Soldat, aber ein durchaus untergeordneter, schwankender Charakter, von einem Ehrgeize beherrscht, der weit über seine Fähigkeiten ging. Die vortrefflich erzählte Geschichte seiner letzten Abenteuer, von seiner wunderbaren Flucht aus Frankreich an bis zu seinem Untergange, wird man nicht ohne Theilnahme lesen. Der Rache eines durchaus unwürdigen Gegners zum Opfer zu fallen, ist ein unter allen Umständen Mitleiden erregendes Loos, welches dies glänzende, aber verfehlte Leben in sühnender und versöhnlicher Weise abschließt. 3.